

„Ich habe an den Rabenontel geschrieben. Otto, wir sind jetzt in ein paar Tagen sind wir im Besitz von zwanzig Mark.“

„Das sieht Dir mal wieder ähnlich, Beter Fritz! Wie kommst Du so unüberlegt handeln? Erstens weist Du, daß Onkel Rabenow sich nicht wagen kann, wenn er angepöbelt wird — Du kannst Dich auf eine nette Abzanzelung gefaßt machen — und dann wie lumpig, zwanzig Mark!“

„Anpöbeln? Lumpig? Beter Otto, alle Achtung vor Deiner jungen Weisheit, aber wer sagt denn, daß ich den Rabenontel angepöbelt habe? Und die zwanzig Mark sind die Einleitung gewissermaßen das Entree zu dem, was kommen wird.“

„Ja, aber was hast Du denn wieder für einen Streich ausgetüschelt? Ich hoffe, daß Du mich aber aus dem Spiele lässest, ich möchte nicht gerne bei dem Rabenontel in Mißredit kommen.“ Siegesicher lehnte sich Fritz, die langen Beine mit Behagen von sich streckend, in den Stuhl zurück, mit überlegenem Nachsinnen drehte er sein kleines Schnurrbartchen.

„Nun wollen wir über die Sache nicht weiter reden, bis Du den goldenen Erfolg vor Augen siehst und Du meine Genialität neidlos anerkennst.“

Es war in einem Restaurationsgarten feineren Stils, der Univeritätsstadt N., wo sich die beiden Vettern zum Frühstück niedergelassen hatten. Beter Fritz war immer unternehmungslustig, Beter Otto in etwas mehr gedrückter Stimmung, denn der Erste war noch weit entfernt, und der Letztere Feuer- und diebstahlminder miniaturen Kaffeehaus sich tief bliden, ohne etwas anderes als eine trostlose Scene zu zeigen.

Einige Tage später. — Unser Fritz sitzt bereits an seinem Stammtisch im Restaurationsgarten und schaut sinnend in den tiefblauen Himmel und das grüne Blättergewirr der alten Kastanienbäume hinein.

Endlich erschien auch Beter Otto. „Aber warum so sinnend?“ fragte er nach der ersten Begrüßung.

„Ich mache Studien über die Farbenharmonie in der Natur. Siehe dieses tiefe Blau des Himmels, dieses satte Grün der Kastanienlaubblätter und dieses goldige Gelb des Weizens — Poetik und Prosa auf's Schönste vereint.“ Goldiges Gelb — da fällt mir ein — und er griff gleichmütig in sein Billetkästchen, entnahm diesem zwei Zehnerstücke und legte diese dann vor Otto auf den Tisch.

„Was soll das heißen?“ „Brüderlich getheilt. Es ist die Hälfte der vom Rabenontel gesandten zwanzig Mark, das Entree, wie ich Dir sagte.“

„Nun wird mir die Sache aber zu toll, so laß doch endlich einmal los was Du denn gemacht hast, und was für Streiche Du noch machen willst.“ „Ganz einfach; ichre den Brief, den ich Rabenontel schrieb, wortgetreu, so weit ich ihn noch weiß.“

„Nieder Onkel, Du kennst ja meine Dida, die dänische Dogghäudin, leider muß ich —“

„Du hast ja überhaupt gar keinen Hund.“

„Das thut ja nichts zur Sache, aber unterbrich mich nicht. Leider muß ich mich von diesem treuen Bihier trennen, denn die wüthigen Stadtblüthen haben eine Hundesteuer von zwanzig Mark beschlossen, eine solche Ueberbürdung kann ein Student der Rechtswissenschaften jedoch nicht gut denken und ertragen, und so muß ich denn das Bihier abkaufen. Aber wie? Infolge der hohen Hundesteuer kauft hier kein Mensch einen Hund, und da habe ich mir gedacht, ob Du, lieber Onkel, die Dida nicht zu Dir nehmen willst.“

„Du weißt doch, daß der Onkel Hunde nicht leiden mag,“ unterbrach Otto wieder den Vortragenden.

„... nehmen willst. Es ist mir zwar sehr hart, das Auge Bihier — man kann mit ihm sprechen wie mit einem Menschen — weggeben zu müssen, jetzt wo ich mich von ihm trennen soll, erkenne ich erst recht, wie theuer es mir ist, aber ich weiß keinen anderen Rath. Billest Du wohl, daß Du einest! Deu treuer Keffe Fritz.“

„Und darauf schickte er Dir zwanzig Mark für Hundesteuer?“

„Ich bewundere Deinen Scharfsinn, Otto.“

Mit erhabener Ruhe knippte Fritz die Asche von seiner Cigarette und fuhr in gelassenem Tone fort: „Das war der erste Streich, und der andere folgt so gleich. Ich lasse dem Onkel einen zweiten Tag Ruhe, dann erhalt ich einen zweiten Brief. Ist es nicht gegen alle Rechtsordnung, einen reichen Onkel zu besitzen, der seine Kinder hat und sich seinem studirenden Neffen gegenüber als Hatzganz, als rechter Rabenontel zeigt? Ich fähle die Mission in mir, ihn von dieser rechtswidrigen Idee zu beilen.“

Als ob er den Sieg schon errungen, streckte er die langen Beine von sich, stellte die Hände in die Taschen und sah Otto mit einem fragend triumphirenden Blick an. „Du hast große Dinge vor,“ erwiderte Otto nun seinerseits im großen Bilegma, „ich denke mir, daß der Rabenontel sich doch so leicht nicht von Dir über's Ohr hauen läßt, ich habe

# Der Sonntagsgast.

„Nichtlich Du der Geheilte, oder sagen wir, Geheilte bist.“

Herr Rabenow, von der Wetter- und Nichtenhaar kurzweg Rabenontel genannt, ein behäbigter Gutsbesitz und freundlichem, gutmüthigem Gesicht, lag behaglich in seinem Wohnzimmer im Sessel und rauchte eine lange Pfeife. Seine Gemahlin, geb. Löwe, breit man die Dömantante genannt, im Gemüth und Gesichts Ausdruck das passendste Seitenstück zum Rabenontel, lag auf dem Sopha und strickte. Es war so still friedlich im Zimmer: in langen Wolkenstreifen zog der duftende Tabakrauch durch den Raum, und um die Stühle so recht eindrucksvoll zu machen, summten ein paar Fliegen ihr trübseliges Vokalliedchen.

Und Herr Rabenow sann und sann. Bums! donnerte es plötzlich wie ein Kanonenschlag in den stillen, tiefen Frieden. Er richtete sich im Stuhl in die Höhe, daß die Strickadeln ihren Händen entfielen und kletternd zu Boden fielen.

„Aber Mann, wie kannst Du einen so erschröck! Was ist denn los?“ Herr Rabenow war mit seinem Sinnen zu einem Resultat gelangt und schloß die Gedankenfluth mit einem Faustschlag auf den Tisch. Er hatte einen offenen Brief neben sich auf dem Tische liegen, in den er von Zeit zu Zeit einen Blick geworfen hatte.

Der Junge hat mich angeführt, je mehr ich darüber nachdenke, desto klarer wird mir die Geschichte,“ und halblaut las er den Brief zum wer weiß wievielten Male durch:

„Lieber Onkel! Ich die Schlechtigkeit der Menschen! Ich glaube, ich habe es Dir schon mitgetheilt, daß meine gute Dida vor einiger Zeit fünf Junge geboren hat — so reizende Bihier, und geht da nun ein so schlechter Mensch hin und macht den Steuerleuten Anzeige von diesem frohen Ereigniß. Natürlich ist ein Hundesteuerzettel von fünf mal zwanzig Mark die Folge dieser schwarzen That. Hundert Mark für Hundesteuer! Was bleibt mir anders übrig, als die Hunde zu verkaufen. Mit rauber Hand, aber thranendem Auge mußte ich das gute Familienband zerreißen; ich binde die jungen Hunde an eine Korbelle und wandere mit ihnen zum Wasser. Da aber erkenne ich erst, welch's gefühlvolles Herz ich habe — es war mir nicht möglich, die armen Bihier umzubringen. Da kommt mir ein rettender Gedanke! Der gute Onkel nimmt sie Dir ab, so dachte ich mir, und wirklich, lieber Onkel, Du könntest noch ein Geschäft damit machen, es sind werthvolle Bihier...“

Und wieder schlug Hr. Rabenow mit der Hand auf den Tisch, daß es schallte. „Dieser Schlingel! Und er weiß doch, daß ich Hunde nicht ausstehen mag!“

„Ja, darum hast Du ihm doch die hundert Mark geschickt, weil Du bange warst, er möchte Dir die Hunde auf den Hals schießen. Warum erschreest Du Dich nun so gegen ihn!“

„Weil ich mich von dem Jungen habe anführen lassen. Aber,“ fuhr er fort und blinzelte vergnügt mit den Augen, denn ihm war plötzlich ein räuberischer Gedanke gekommen, „nun will ich Dich in eine Patsche bringen, mein Herr Studientus, daß Du nicht ein, noch aus weißt. Frauchen,“ sagte er dann, „meinst Du, der Fritz hätte nur einen einzigen Hund? Reinen hat er, sage ich Dir, seinen Onkel schröpfen wollte er, aber das will ich ihm mal verfallen!“

„Das weißt Du doch nicht sicher, ob es nicht dennoch wahr ist mit den Hund.“

Die Dömantante befürchtete schon, es möchten ihrem Vließungsneffen, denn das war der Fritz, einige Ungelegenheiten erwaschen.

Herr Rabenow aber sagte nichts; er sah wieder behaglich in seinem Sessel und sann und sann; dann legte er sich Briefpapier zurecht und nahm Feder und Tinte. Herr Rabenow schrieb. Der Tabakrauch bildete seine zerstrichenen Wolkenstreifen wieder zusammen, die Fliegen begannen ihr eindringendes Brummelied wieder. Die traumhafte Ruhe war im Zimmer wieder hergestell.

„Schön, daß Du kommst,“ sagte Fritz zu seinem eben in sein Zimmer eintretenden Beter Otto. „Du kannst mir etwas beschließen sein.“

„Was giebt es denn, mein Vieder, hoffentlich etwas Bernünftiges!“

„Dies mal diesen Brief!“

„Otto nahm den Brief in Empfang, setzte sich und begann zu lesen: „Lieber Fritz!“

„Dein Brief hat mich gerührt und erfreut; gerührt über das Schicksal Deiner Hundsfamilie, gefreut habe ich mich, daß Du ein gutes, weiches Herz in Dir entbedst hast. Aber vergiß nicht, daß Du Deinen Onkel nicht angerufen, ich habe

mich mit Erfolg um den Verkauf der Hunde bemüht. Mein Freund, der Gutbesitzer Zittschmeier auf Gut Zittschheim, Eisenbahnstation N. — hier hast Du schon die Adresse — will Deine Dida mit den Jungen nehmen, den Preis sollst Du bestimmen und die Bihiere gleich der Bahn an seine Adresse abenden. Mit herzlichem Gruß Dein Onkel.

Mit einem gewissen Gefühl der Befriedigung, daß seine Voraussetzung eingetroffen, sagte Otto: „So, da siehst Du hübsch in der Tinte, habe ich doch Recht behalten, daß Onkel so leicht nicht anzuführen sei. Und was nun?“

Fritz sah seinen Brief groß an, aber der Schalk und übermüthige Lust bligte ihm aus den Augen. „Daß man den Brief so aufpassen konnte, habe ich gar nicht mal gedacht — der Onkel hat sich gerade ganz in meine Hände gegeben; er ist nun unrettbar verloren. Denn daß Du weißt, es giebt weder einen Freund Zittschmeier, noch ein Gut Zittschheim, ich bin nun Glück in der Gegend von N. genau orientirt.“

„Was willst Du denn nun beginnen?“ Otto sah Fritz ganz verständnislos an.

„Nun, die Hunde abenden! — Wir gehen jetzt nebenan zum Schreinermeister Spahn und bestellen eine Hunderbändelstiftung; diese Riffe wird dann hübsch mit Stroh loder gefüllt, so daß Hunde darin sein können, und dann per Bahn an Herrn Zittschmeier befördert.“ Fritz entwickelte diesen Plan mit der harmlosesten Miene von der Welt; Otto machte ein dummes Gesicht dazu und sagte in der schwachen Hoffnung, Fritz von diesem sonderbaren Plane abzudringen: „Die Sendung wird doch wieder zurück kommen.“

„Eoll sie wieder zurück kommen.“ „Eoll sie auch,“ erwiderte Fritz. „Und so kam es auch. Nach zehn Tagen kam die Sendung zurück, weil Rabenow nicht zu ermitteln war.“

Herr und Frau Rabenow saßen gemüthlich bei'm Morgenkaffee. „Ich bin doch gespannt,“ sagte Ersterer, „wie Fritz sich aus der Affaire ziehen wird; er läßt immer noch nichts von sich hören.“ Sie hätte doch gar zu gerne sein verblüfftes Gesicht gesehen, als er seinen Brief erhielt. „Herr Rabenow rief sich vergnügt die Hände bei dem Gedanken, seinen lustigen, übermüthigen Neffen einmal in die Klemme gebracht zu haben.

Da kam der Postbote und brachte die Briefe und Zeitungen. Ein ungewöhnlich großer Brief mit der Adresse von Fritz Hand erreichte sofort Herrn Rabenows Aufmerksamkeiten. Er war doch ein wenig unzufrieden geworden, als er den Brief öffnete; er entnahm dem Couvert einen Eisenbahnfahrbrief, eine Rechnung und Fritz' Brief. Dann begann er zu lesen. Die gute Dömantante guckte ihrem Manne über die Schulter und las mit. Das Schreiben aber lautete:

„Lieber Onkel, da hast Du mir aber einen großen Kummer und Verlust bereitet. Vertrauensvoll, wie ich nun einmal bin, verleihe ich die Hunde wohlvertraut in einer Riffe (siehe eintägige Rechnung über zwölf Mark) per Bahn an die mir angegebene Adresse. Wie aber erkaunte ich, als die Sendung mit dem Vermerk zurückkam: „Adressat ist nicht zu ermitteln.“ (siehe einl. Frachtbrief über Frachtauslage für Hin- und Rückfahrt u. s. w. dreißig Mark) (Mark). Geradzu überwaltigend aber war mein Schmerz, als ich die Riffe öffnete — die Hunde waren sammt und sonders tot — verbrannt. Meine Feder kräuselt sich, meinen Schmerz über diesen Verlust zu schildern; dabei ist der materielle Verlust auch nicht gering. Die Dida ist unter Freunden einbunden- und fünfzig Mark werth, die fünf Jungen mindestens dreißig Mark pro Stück, und das hast Du... doch ich will Dir keine Vorwürfe machen —“

Hier schaute Frau Rabenow auf, sie gerüthete eine Dömantante in ihrem Auge und sah ihren Gatten vorwurfsvoll an. Der aber legte sich in seinen Sessel zurück und that, was er in der Dida-Angelegenheit schon manchmal gethan hatte — er sann und sann. Allmählich nahm seine sinnende Miene einen fröhlichen Ausdruck an. „Dömantante!“ sagte er, „der Junge hat mich krucirt — zwar das mit dem Frachtbriefe, denn er zur Beweisklieferung beigefügt, kann ich mir nicht erklären, doch er muß mir Aufklärung darüber machen.“

„Aber Mann, was giebt es da zu lachen, ich vertheile Dich gar nicht.“

Doch Herr Rabenow setzte sich eilends an seinen Schreibtisch, als könnte die Dida mit ihrer Nachkommenschaft wieder lebendig werden, und schrieb:

„Lieber Neffe, anbei sende ich Dir die dreißig Mark für den Verlust Deiner Hundsfamilie. Das ist mir eine theure Dida geworden. Doch wenn Du mal wieder

in Geldverlegenheit bist, so schreibe es lieber geradaus Deinem Rabenontel.“

## Goldraub.

Eine Erzählung aus alter Zeit von Paul Fritsch.

Er war ein armer kleiner Junge, der Max Kumberg, aber er hatte keines launmännisches Talent. Und als er durch Vermittlung des alten Pastors in einem großen Handelshaus der Hauptstadt als Lehrling untergebracht wurde, fühlte er sich in seinem Element. Ob es auch Arbeit genug und Mühe und Stöße in Hülle und Fülle, so verschlug ihm das nichts. Er konnte seine Mäßigkeit und sein Stolz war es, die Käufer zu kriegen zu stellen. Wie ein Eichhörnchen kletterte er bis zu den höchsten Regalen, um für die Kundenschaft das Verlangte zu holen, stieg bald in die Bodenkammer, bald in den Keller, eifrig bemüht, die Kunden auf's Beste zu bedienen. Durch seinen Fleiß erwarb er sich bald das Vertrauen seines Chefs, avancirte nach abgelauretem Lehrzeit zum wohlbestallten Commis und so da an immer aufwärts bis zum ersten Buchhalter.

Vierzehn Jahre war Max im Hause. Jetzt erachtete er es an der Zeit, sich selbstständig zu machen. In seine Heimathstadt zurückgekehrt, richtete er sich ein Geschäft ein, das ihn reichlich ernährte. Ein Anderer an seiner Stelle wäre ganz zufrieden gewesen, nicht aber Max, der immer höher hinausstrebte. So reich zu werden wie sein ehemaliger Chef, dahin hing sein Ehrgeiz.

Es war vor dem Weihnachtsfeste, und der Laden voller Käufer. Wie in einem Bienenstock schwirrte und surrte er es da. Aber so viele ihrer auch waren, Alle wurden von Kumberg und seinem Lehreduden mit möglicher Keuschheit abgefertigt. Das Gros der Kunden verließ sich, nur in einer Ecke stand noch ein kleiner Junge, der sich in dem Arm nicht hatte bemerkbar machen können.

„Was willst denn Du, Bursche?“ „Mein Meister, Glafer Holm, schick mich um Glömmmer,“ antwortete der Bub fast weinend, „und ich krieg Prögel, daß ich so lange nichts bring.“ „Gleich sollst haben, was Du verlangst,“ wandte sich Max an seinen Lehreduden, „geh in den Keller und hol Glömmmer.“ Pepi lehnte aus dem Keller mit leeren Händen zurück. „Herr, ich hab' ein Fas aufgemacht, aber drinnen ist kein Glömmmer, drinnen ist Goldstreu- sand!“

Max, obwohl auf's Höchste übertrastet, behielt trotzdem seine Gefäßgegenwart. „Dummer Junge, Du kannst auch gar nichts finden!“ rief er und eilte selbst in den Keller. Wunder über Wunder!

Er öffnete jedes der drei Fäßchen und aus jedem glänzte ihm nicht etwa werthvolles Gold entgegen. Er konnte kaum seinen Augen trauen. War da ein Zauber im Spiel? Wie ward der werthvolle Glömmmer in das kostbare Metall verwandelt? Da gab's nur eine Erklärung dafür: Auf dem Schiffe mußte eine Verwechslung vorgekommen sein, was in diesen bewegten Zeiten gar nicht erstaunlich war. Man zählte 1809, wo Napoleons Heere alle Staaten überflutheten.

Jetzt war Maxens Wunsch erfüllt, jetzt war er reich. Im höchsten Jubel dümmerte ihm der Gedanke auf, ob er denn dieses fremde Gut so ohne Weiteres als sein Eigenthum betrachten könne; doch bald wußte er seine Bedenken zu beschwichtigen. Wer würde sich in diesen unruhigen Zeitläuften um die verlorenen Schätze kümmern? Gott weiß, aus welchen fernen Ländern sie kamen und wem sie gebührt.

Max hatte nicht umsonst vierzehn Jahre bei seinem Chef zugebracht, wo er verschwenderische Pracht mit höchstem Comfort bereinigt sah. Jetzt konnte er ab die Herrlichkeiten, die ihm ehemals dort entzückt, für sich anschaffen. Ein stattliches Haus erhob sich gleich einem Balaße gegenüber der Brücke, ganz von Stein und Eisen erbaut, um jeder Feuersgefahr zu tragen, denn zu demaligen Zeit gab es noch keine Feuerversicherungen. Dann gab Max diesem prächtigen Heim eine junge, reizende Herrin, die er sich aus einer der ersten Bürgerfamilien holte.

Nun hätte Max eigentlich ganz glücklich sein müssen, denn er besaß, was sein Herz begehrte. Aber sonderbar! Als er mit allen seinen Einrichtungen und Anstaltungen zu Ende war und sich in Ruhe den Genüssen des Reichthums hingeben konnte, da fehlte es ihm plötzlich an aller Lebensfreude. Der Gedanke, daß seine Besitztümer nicht auf redliche Art erworben seien

und ihm eines Tages wieder entrischen werden könnten, quälte ihn unaufhörlich und senkte sich wie ein schwarzer Schatten vor ihm nieder, ihm jeden Genuß vergallend.

Seine Frau, welche die Ursache seines geheimen Kummer nicht ahnte, versuchte alles Mögliche, ihren Gatten aufzuheitern. Sie veranlaßte ihn, stiers Spazierfahrten zu unternehmen, belahen sie ja ihre eigene Equipage und die edelsten Pferde. So nahmen sie auch die Einladung eines benachbarten Gutsbesizers zum Erntefest an. Inmitten der ländlichen Vergnügungen fühlte sich Max so wohl wie schon lange nicht. Endlich mußte an die Heimkehr gedacht werden, und mit Behauern schied man von dem freundlichen Wirth.

Als sie sich auf halbem Wege befanden, fing die Sturmglode zu läuten an, und „Feuer, Feuer!“ erschall es von allen Seiten. Auf Maxens Frage, wo es brenne, antwortete ein Bursche: „Lieber der Bräde, Euer Gnaden, ein kleines Haus.“ Unser Haus ist gottlob gut geschützt,“ sagte Maxens Frau, und zudem weiß die Dienerschaft, daß sie bei Feuergefahr nur überall die eisernen Thüren schließen muß. „Schon näherte sich der Wagen der Stadt, und da — ja was schwirrte da für ein feuriger Drache durch die Luft, einen prächtigen Funkenregen herniederprühend? Von einem scharfen Windstoß gejaßt, floh eine brennende Schindel gerade in der Richtung von Maxens Haus.

Max sprang empor. „Sieh, sieh!“ rief er aufgeregt, „wie der Drache sich an unserm Hause festkrallt, wie er gierig an dem Fensterrahmen leckt, wie er immer größer und größer wird — der gefräßige Drache!“

Entsetzt blickte die junge Frau auf ihren Mann, der wie im Delirium sprach; an das Haus dachte sie nicht, da sie es für feuerfest hielt. Aber der Kutscher hieb wie rasend auf die Pferde ein, denn er sah, wie die Flammen seines Herrn Haus ergriffen. Zu spät langte der Wagen an, er konnte nicht mehr in die Remise, die Pferde nicht mehr in den Stall gebracht werden. Weinend und jammend umhand die Dienerschaft ihren Gebieter, der selbst jedoch jetzt merkwürdig ruhig war, ja ein beinahe heiter, während seine Frau ganz untröstlich schien.

Aber auch sie tröstete sich. Als sie und ihr Gatte später auf der Brandstätte nach den Ueberresten ihrer Schätze suchten, da fanden sie so viel geschmolzenes Edelmetall und Brandsilber, daß Max wieder ein Geschäft wie das frühere eröffnen konnte. Und aus der Asche entstand mit neuem Muthen, mit neuem Fleiß ein neues Haus und — eine glückliche Zukunft des Besizers, denn sie war selbstverdient!

## Die Anfänge des Fahrrades.

Unter den Vorläufern des heutigen Fahrrad werden die vierdrädrigen, durch den oder einen der Fahrer zu bewegenden Wagen von den Nürnbergern Hans Hornisch und Zorster aus der Mitte, von dem Pariser Arzt Richard La Rodette aus dem Ende des 17. Jahrhunderts genannt. Dem gegenüber wird, und wohl mit Recht, darauf aufmerksam gemacht, daß diese hölzernen Vorläufer des heutigen Dreirades gelten können, daß aber das Zweirad wegen seines nicht stabilen Gleichgewichtes wesentlich von jenen Maschinen verschieden sei. Die ersten Zweiräder, sogenannte Kemmräder, die mit den Füßen vom Boden abgehoben wurden, scheinen auch nicht, wie allgemein angenommen wird, auf den Freiherren von Drais zurückzugehen, sondern älteren Ursprungs zu sein. Die eigentliche Erfindung stammt aus dem Anfang der fünfziger Jahre, wo der im Jahre 1812 geborene Instrumentenmacher Fischer zu Schweinfurt das erste Zweirad mit Trittkurbel am Vorderrad, also ohne Kette, erbaute, mit Federndem Sitz, welches genau dieselben Dienste that wie unser heutiges Zweirad, nur viel unbequemer war. Der Apparat kam vor etwa 30 Jahren nach Paris und von dort nach Amerika, wo er wegen der unsanften Stöße, denen man ausgesetzt war, den Namen „Knodenschüttler“ erhielt. Dieser Apparat wurde, mehr als Spielerei, längere Zeit gebraucht, bis ein besonderer Fortschritt erzielt wurde von einem gewissen E. A. Comper, der zuerst auf den Gedanken kam, die schweren, harren Speichen anders zu formen und die Rabe, die bis jetzt durch die unteren Speichen auf der Felge ruhte, durch Drabspeichen aufzuhängen; dadurch bekam das Rad eine der erforderlichen Hauptigenschaften, die Leichtigkeit. Dann hatte er damals auch schon einen Gummistreifen auf die Felge gelegt, die dazu vorbereitet war, und auch dadurch eine erhebliche Verbesserung erzielt. Als ein weiterer Fortschritt ist ein Wagen anzusehen, welcher in den dreißi-

ger Jahren in London mit pneumatischen, also hohlen und mit Luft gefüllten Reifen versehen wurde, was ganz vorzügliche Resultate ergab. Später wurde diese Idee auch für Fahrrad aufgenommen, und zwar in folgender interessanter Weise. Ein damaliger Thierarzt in Dublin, Dunlop, hatte ein zwölfjähriges Stöhrchen, welches ein Fahrrad bekommen hatte. Er hatte, — vielleicht in Erinnerung an den alten Wagen, der längst vergessen war, — um das Rad seines Sohnes einen mit einem Ventil versehenen luftdichten und mit gepreßter Luft gefüllten Gummischlauch gelegt und denselben mit der Felge durch Umlinden mit einem Leinwandstreifen fest verbunden. Damit fuhr der Junge lustig herum, ohne daß die Reueung besonders beachtet wurde. Da wurde der Ort von einem englischen Radfahrer besucht, der den Knaben vor sich hatte auf dem heimigen Wege. Er wunderte sich wie der Knabe so schnell und flott den schlechten, unebenen Weg herauskam, und erkannte sofort die Bedeutung der Anordnung. Von da datirt der erhebliche Aufschwung der Fahrrad. Dunlop ließ sich noch rechtzeitig den Schlauch patentiren und hatte so wirklich Genuß von seiner Idee; schnell verdrängte sich nämlich der bergese pneumatische Reifen in alle Welt, während Comper seine Verbesserung, denen das Rad eigentlich seine Gebrauchsfähigkeit verdankt, auf den Rath seiner Freunde, die die Bedeutung der Reueung nicht erkannten, nicht hatte patentiren lassen.

## Was in die Luft verpufft wird.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht die „Komanwelt“ eine kleine Statistik des Tabakrauchens in Spanien, wo im Jahre 1892 — 1893 der Tabakconsum die Höhe von rund 32 Millionen Dollars erreichte; da nach jener Angabe nur etwa ein Achtel der spanischen Bevölkerung dem Rauchen ergeben sein sollte, so ließ sich für jeden Raucher eine jährliche Ausgabe von 15 bis 16 Dollars für Tabak herausrechnen, eine ganz hübsche Summe, während, auf den Kopf der Gesamtbevölkerung berechnet, freilich der bescheidene Satz von \$1.75 bis \$2 herauskommt, das macht pro Kopf und Jahr nur 14 Pfund Tabak aus. Da hind andere Nationen noch ganz andere Raucher. Nach einer fischen von E. V. Howard im „Nineteenth Century“ veröffentlichten Statistik kommt auf den Kopf der britischen Gesamtbevölkerung mehr als das Doppelte jener Jahressumme, nämlich \$4.25. Da in England die Zahl der Raucher ungefähr ein Viertel der Bevölkerung ausmacht, so emfällt auf den einzelnen Raucher britischer Nationalität allerdings ziemlich derselbe Jahresbetrag, nur ein paar Mark mehr wie auf den spanischen Raucher. In Großbritannien und Irland hat der jährliche Tabakconsum die Menge von 78 Millionen Pfund erreicht im Werte von 123 Millionen Dollars. Da die Ausgaben der britischen Bevölkerung für Brot nur um etwa 5 Millionen Dollars höher sind, so geben die Engländer fast ebenso viel für Tabak wie für Brot aus. Dabei sind viele wahre Weizenkaben gegen die mehr als dreimal so stark rauchenden Holländer. Während auf die 306 Millionen Einwohner der vereinigten Inselreihe, wie wir sahen, 78 Millionen Pfund Tabak jährlich kamen, also nur 2 Pfund pro Jahr und Kopf der Bevölkerung, beträgt in Holland der Durchschnitts-Consum 7 Pfund, in Amerika 34, in Schweden, Norwegen 24, in Frankreich 2 Pfund, die also erst rangirt England ein; und dann erst kommen Italien, Rußland und Spanien mit der bescheidenen Verbrauchsziffer von 14 Pfund. Ueber Deutschland sagt die Statistik nichts. Es wird aber wohl unter die Länder mit stark rauchender Bevölkerung zu reihen sein und dem freundschaftlichen Oesterreich nicht viel nachgeben.

## Das Eho.

In einer Provinzialstadt wird der „Freischütz“ aufgeführt. Da die Operngesellschaft sehr klein war, so mußte der Theater-Insipient auch den Maschinisten bei den Verwandlungen in der Volksschlucht-Szene unterstützen. Der Insipient wandte sich deshalb an einen der Statisten und bat ihn, beim Angeliehen Kaspar's dessen Ausrufe mit dem Eho zu begleiten. Der Statist war ein Schffe. Als Kaspar nun in die Schauer der Nacht die Regelgabel hineinrief, folgte dem dumpfrollenden Eho ein Eho, dem Zwei ein Zwei und so fort, bis Kaspar im tiefen Baß fünf herborstieß. Da schrie der Schffe bell und schmettern: „Finfe.“ — Natürlich war das Gallos fertig.

## Dorweg genommen.

Gatte (der um 3 Uhr Morgens nach Hause kommt, bevor seine Gattin noch den Mund zur Gardinenpredigt öffnet): „Ja, so! Ich weiß, ich bin ein unmaßiges Mitglied der Gesellschaft; ich mache Dir das Leben zur Qual; es ist ein Uebel, daß Du mich geheiratet hast, — so, nun kannst Du ruhig schlafen!“

## Kastanienblüthe.

Wachmeister (zum Einjährigen Zimdel, im Civil Obergänger): „Zimmer die Schenkel fest anlegen, sage ich.“

„Denn Sie mal! Ihr Gatte w're'n Schwan und Sie der fliegende Holländer im Tanzhaus, und Sie ritten als Melodreiter rein in Auerbach's Keller.“